

Egofile 0.3*

1

Aus meiner Zeit Tage zu machen heißt seit dreizehn Jahren, mich mit selbst gewählten Aufgaben vom Ende abzulenken und den Versuchen, ihnen gerecht zu werden, nicht weniger Sinn zuzuschreiben als dem so genannten *echten* Leben.

Dreizehn Jahre sind lang, dennoch pocht mein Zeitempfinden auf das *erst*, das ich vor mir herschiebe, weil sich schon das oben behauptete *selbst gewählt* als vorschnell erweist: In Wahrheit suche ich mir nicht aus, was ich schreibe, das Was sucht mich eher heim und lässt mir nur die Wahl, es nicht aufzugreifen.

2

Plötzlich schreiben zu wollen schien mir herausfordernd bis anmaßend genug, Persönliches erkennbar zu verarbeiten peinlich bis undenkbar. Gut zehn Jahre später und mitten im Erzählen (Hochsommer 2019, Endphase zweiter Roman, Dringlichkeit durch Deadline) sprang mich der Gedanke an, danach auf Abstand zu diesem Erzählen zu gehen; die Floskel *wie aus dem Nichts* läge nahe, aber zehn Jahre sind nicht nichts.

Früh migrierte, späte Quereinsteigerin, weiche ich der Wechselwirkung von Schreiben und Leben nicht aus, komme ich auch nicht um Bestandsaufnahmen des Persönlichen herum. Das Vermerken der Lebensjahre sieben (Auswandern) und siebenundvierzig (Aussteigen) sowie des Verschwimmens der Zeit dazwischen geht mit der Zufallsbeobachtung einher, dass ich beim Vermerken noch nicht werte, ihr folgt der Gedanke,

der Vorgang des Erkennens sei womöglich immer wertfrei; diese seltenen Zeitbruchteile, die ich *Begreifen* nenne, mögen banal und trivial erscheinen, sind aber im zweifachen Wortsinn *Glück*, weil sie nicht zu planen und frei von Zweifeln sind.

3

Die pandemischen Erschütterungen (C) werden je nach Lage anders erlebt, jedoch kaum geleugnet, und wenn es im Sommer 2021 auf einer Wissenschaftstagung *weltweite Zäsur historischen Ausmaßes* dazu heißt, kann keine Rede mehr von vorschneller Einschätzung sein. Das Ende der Berechenbarkeit hat unzählige Facetten und zugleich etwas Absolutes, am dritten Handlungs- und Figurenkonstrukt zu arbeiten, der echten Welt zugunsten einer erdachten also erneut den Rücken zu kehren, erweist sich tatsächlich als nicht mehr machbar; während ich ratlos auf der Stelle trete, geht mein Erzählen auf Abstand zu mir.

4

Texte auszuliefern ist umso ungeheuerlicher, je erkennbarer die Ich-Anteile sind. Was im Kopf war, wird im Wissen geteilt, dass die Ausrede nicht greift, es sei einem *ausgekommen* wie der unbedachte Satz beim Reden. Nur mit sich selbst völlig rücksichtslos sein zu können, den Vorteil zu sehen, braucht anscheinend ebenfalls seine Zeit; vielleicht, weil sich beim Erlernen des Handwerks nichts überspringen lässt, auch nicht das Gefühl, hinter den Figuren hervortreten zu müssen, ohne über die Mittel und vor allem den Mut zu verfügen, die Ausbeutung zu beenden. Am Erzählen ist rein gar nichts falsch, aber wenn ich das Gefühl, mich zu verschanzen, auf Dauer missachte, mache ich etwas Entscheidendes falsch. (Möglicherweise versuche ich hier für mich zu fassen, was Thomas Stangl

in seinem Text ‚Die Toten von Zimmer 105‘ als *bequemes Erzählen* bezeichnet.)**

5

Ich ringe um neue Ansätze, so gut wie alle Versuche scheitern, und doch rede ich mir immer wieder ein, meinem nächsten *Modus Operandi* dicht auf den Fersen zu sein, oder, noch schlimmer, ein neues *Rezept* gefunden zu haben, und bleibe jedes Mal viel zu lange guten Mutes. (Was wäre die Alternative gewesen?) Erwartungen zu verlernen oder sich gegenüber der Frage, wie und was angesichts der gegenwärtigen Um- und Zustände überhaupt noch begonnen werden könnte, in Geduld zu üben, lässt sich nirgends verbuchen, Freizeit ist es keine. Überdies bin ich ständig versucht, mir weiszumachen, dass ich ohne C längst wieder in jenem Erzählen wäre, an dem ich zweimal nicht völlig gescheitert bin. Das ich ohne C gewiss erstmals so zu steuern in der Lage gewesen wäre, dass ich die nächsten Wälder, Seen und Berge in schönster Harmonie mit Arbeitsstunden in reiner Luft und ruhiger Ruhe hätte auskosten können; ich habe hier einen Arbeitsaufenthalt im letzten Romanjahr vor Augen (Dringlichkeit durch Deadline im Frühsommer 2019), als sich inmitten des Bergseepanoramas weder irgendein Textfortschritt erzwingen noch irgendeine Landschaft genießen ließ, und blende den oben beschriebenen, im Widerspruch zu meinen Selbsttäuschungsversuchen stehenden Initialgedanken aus, um mir meinen Ausgewogenheitskitsch für die Dauer eines Blinzeln nachzusehen: Immerhin erfahre ich beim Baden im Selbstmitleid die Wechselwirkung von Bedürftigkeit und Kitsch am eigenen Leib.

6

Nur selten hinterlässt ein gescheiterter Versuch eine Spur, die mich nicht auf neue Irrwege führt; zu vermerken wären hier ‚Egofile 0.1‘ und ‚Egofile 0.2‘***. Vor allem an der Formel *Zeit ist Geld* gemessen eine mehr als karge Ausbeute, aber das Beschreiten all dieser Irrwege beschert mir mit der Zeit auch die Entdeckung, dass ich das Gefühl des Kaperns gegenüber der Lesart vom Essay als *Versuch, etwas schreibend zu kاپieren*, allmählich doch einhegen kann.

Was ist bestimmend für die Textgestaltung, im Zuge meiner Expeditionen zu kاپieren, dass sie überwiegend um diese Frage kreisen, ist erst einmal so wenig ermutigend wie die Einsicht, dass der Fachbegriff dazu *Poetik* lautet und mich einschüchtert, weil ich statt auf ein Fach und eine Fachsprache nur auf ein Durcheinander aus Anfängen und Abbrüchen und eine Erwerbsarbeit zurückgreifen kann, die alles mit Wirtschaft und nichts mit Literatur zu tun hat. Die Vorstellung, dass ich, da erst spät im Leben ins Schreiben eingestiegen, dort im günstigsten Fall ein Frühwerk zustande bringen werde, finde ich dann schon wieder so erheiternd wie die kleinkriminelle Dimension des Einsteigens: Die Tätigkeit des Schreibens mutet tatsächlich oft unterschlupfhaf an, ohne dass sich das verstohlene Gefühl je ganz verflüchtigt.

7

Ob nicht doch mehr zu machen wäre, als meiner Zeit beim Verfließen zuzuschauen, einstweilen fällt mir zum Arbeitstitel *Aussteigen* nicht mehr als dieser kitschige Satz ein; das Alter sei die größte narzisstische Kränkung, wenigstens kann ich in meiner Küche über einen Satz aus der Psychologie lachen und damit auch über die Bedürftigkeit, die

aus meinem quillt wie das Harz aus den Kerben der Bäume, wobei Vergänglichkeit per se kein Witz und ein Wald kein Kitsch ist und Begreifen nicht nichts.

Zurück am Schreibtisch kostet es mich drei Sekunden, die vier verschwimmenden Jahrzehnte zwischen Auswandern und Aussteigen nicht immer nur in Gedanken mit dem Arbeitstitel *Wirtschaft* zu überschreiben; jetzt blinkt dahinter der Cursor, und das Zurückschrecken kristallisiert sich zu dem Schrecken, der in Abwertungsreaktionen wie *monströs* oder *unmöglich* mündet, weil es kein Zurück mehr gibt.

8

Der Verdacht, auch das Herstellen von Dringlichkeit sei ohne Selbsttäuschung nicht machbar, führt mich zurück zu jenem exemplarischen, weil besonders überambitionierten Versuch einer Sozial-, Kapitalismus-, und Selbstkritik an jener Alterskohorte, auf die die kritische Allgemeinheit nicht gut zu sprechen ist, da gibt es genug zu bewerten. Zufällig meine Kohorte, ich weiß also, wovon ich rede, und kann von einem Selbstläufer ausgehen, so die Überlegung. Mir schwebt ein Gebrauchstext zur aktuellen Debatte vor, was wiederum bedeutet, dass ich schneller und brauchbarer werden muss. Ich stürze los, sammle getreu dem Motto *mehr ist mehr* Fakten über Fakten und verspreche mir wieder alles davon, nicht zuletzt Verwertung. Vom Gelingen überzeugt und mit dem Material im Rucksack – darunter ein tausendfünfhundert Gramm schweres, noch eigens beschafftes antiquarisches Buch aus 3550 Bendigo, Australia –, trete ich im Spätsommer 2020 den nächsten Bergseeaufenthalt an, ein Glück anderer Art zwischen den Lockdowns.

Ein Jahr ist nichts, allerdings darf das Tun pro Kalenderjahr für den Künstlersozialversicherungsfonds nicht nichts ergeben. Alles hängt von der Mindestverdienstgrenze ab, und Nebentätigkeiten müssen mit Schreiben zu tun haben, damit das eigentliche Schreiben gilt. Erkenntnisgewinne sind für den Fonds ohne Wert, ihm brauche ich nicht mit dem Schildkrötenvideo zu kommen, auf das ich am Bergsee stoße: First Australians vom Clan der *Saltwater People* lassen sich beim Fangen und Töten einer großen Meeresschildkröte filmen. Sie nehmen sie aus und bereiten sie zu, garen sie am Strand über offenem Feuer und begeben sich mit ihrem Clan auf die Suche nach Schildkröteneiern. Die Eier gelten als Delikatesse, in einem Nest finden sich bis zu zehn, doch Erwachsene wie Kinder entnehmen den Nestern nur je zwei, drei Eier und verschließen sie wieder.

9

Ich schaue viele solcher Videos und nicht bloß das beschriebene mehrmals, geniere mich jedoch an keiner Stelle so verlässlich wie an dieser: Ein Nest in Großaufnahme wird von vielen vorsichtigen Händen wieder zugeschüttet. Während die kleinen Schildkröteneier im Sand verschwinden, ist einer der Schildkrötenjäger mit der Überlebensformel der Ureinwohner des Kontinents zu hören: Sich als Teil des Ganzen begreifen und nur das Nötigste nehmen, damit das Leben weitergehen kann. Er bedient sich der Sprache der Mehrheitsgesellschaft und scheint mit der Übertragung der Selbstbezeichnung des Clans ins Englische leben zu können, nimmt sie zumindest mit fester Stimme und ohne zu zögern immer wieder in den Mund, *Saltwater People*. Um in der nächsten Einstellung nun seinerseits in Großaufnahme die Bedrohung seines Lebensraums durch die Mehrheitsgesellschaft und ihr Anspruchsdenken anzuklagen und die Wörter *The Land they call Australia* regelrecht auszuspeien: Die verächtliche Wut,

mit der er die eigene fünfzigtausend Jahre alte Kultur von der ihm aufgezwungenen abgrenzt, ist kaum verhohlen und schwer misszuverstehen.

Was der Mann anprangert, ist in den meisten Mehrheitsgesellschaften, die binnen weniger Jahrhunderte bis Jahrzehnte sehenden Auges die menschlichen Lebensgrundlagen zerstören, seit einer beschämenden Ewigkeit Debatte und erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit auch politisch anhängig. Der *Newswert* ist auf alle Fälle null, anders der persönliche *Impact*, weil mich meine einzige Fernreise vor langer Zeit auf den aus Sicht des selbsternannten ersten Kontinents fünften geführt hat, und sich ins touristische Anspruchsdenken erst vor Ort auch Skrupel gemischt haben. Ungleichheit und Missstände waren bestürzend offensichtlich, zurück im europäischen Wirtschaftswachstumswunderalltag jedoch bald wieder vergessen. Was mich allenfalls ordnungsgemäß verstört bis vorschriftsmäßig empört hat, schießt erst dreißig Jahre später an einem Bergsee wirklich ein: Hybris und Gier jener Gesellschaften und Systeme, die sich angesichts der Krisen der Gegenwart – seit einigen Monaten zählt der Krieg in der Nachbarschaft dazu, das Udenkbare ist jederzeit und überall möglich – nach wie vor verwundert die Augen reiben und sich, ungeachtet ihrer Unfähigkeit zu vorausschauendem Handeln, weiter für überlegen halten, es in einem fragwürdigen materiellen Sinn wohl auch sind und in einem selbstzerstörerischen weiter sein werden; mittendrin ich mit meinem neuen Anspruchsdenken, überzogen von Schamesröte und von Zugehörigkeitsgefühlen der entbehrlichen Sorte überschwemmt.

Ich suche mir mein Was wie gesagt nicht aus und komme ihm, wie es aussieht, nicht anders näher als über zeitraubende Irrwege; *die Gefahren beim Beschreiben frischer Regungen missachten, um das Entscheidende nicht falsch zu machen, egal wie falsch es klingt*, wenigstens die Aufgabe

des Augenblicks meine ich zu erfassen und bin, obzwar nach wie vor ohne Produkt, gleich wieder guten Mutes und vermute, dass Begreifen selten ein *schönes* Glück ist (weiß es in Wahrheit: Selbsttäuschung).

10

Erst jetzt, im Frühsommer 2022 – das Ende der Berechenbarkeit ist allseits akzeptierte Gewissheit –, vermag ich meine Schamesröte stellvertretend für die einer Kohorte zu vermerken, die unter dem Primat des Turbokapitalismus den größten Gewinn erwirtschaftet hat. Dabei vergleichsweise wenig Glück und Sinn, so mein Verdacht, jedenfalls ist in der Wirtschaft nie von dahingehendem Anspruchsdenken oder entsprechenden Korrelationen die Rede. Wäre ich nicht auf Abstand zu ihr gegangen, ich wäre viel zu *zupackend* für jene Einsichten, die ich als meine größten Gewinne verbuche; sie wagen sich erst aus der Deckung, wenn ich sie nicht mehr jage. Leider besteht auch mit dreizehn Jahren Abstand noch Rückfallgefahr ins Primat der Produktivität um jeden Preis, siehe Gebrauchstextvorhaben; so betrachtet macht es durchaus Sinn, die Annäherungsversuche an die mit dem Arbeitstitel *Wirtschaft* überschriebene verschwommene Zeit ohne Rücksicht auf Monstrosität, Peinlichkeit oder Verwertbarkeit fortzusetzen: Ich hätte ohnehin nur die Wahl, es bleiben zu lassen.

* ‚Egofile 0.3‘ ist im Dezember 2022 in ‚Die Rampe 4/22 – Hefte für Literatur‘ (Adalbert-Stifter-Institut/StifterHaus OÖ) erschienen.

** ‚Die Toten von Zimmer 105‘, erschienen im Erzählungsband ‚Die Geschichte des Körpers‘ (Literaturverlag Droschl, Frühjahr 2019) und als Siegertext der ‚Wortmeldungen 2019‘ u. a. auf <https://www.wortmeldungen.org/literaturpreis/archiv/preistraeger-2019>

*** ‚Egofile 0.1‘, erschienen im April 2020 auf ‚Literatur für den Fall‘ (Internet-Plattform des Literaturhauses Salzburg) und im Dezember 2021 in ‚kolik # 87 – zeitschrift für literatur‘, ‚Egofile 0.2‘, erschienen im Mai 2021 in ‚Literatur und Kritik 553/554‘ (Otto Müller Verlag).